

*Die Verpflichtung »jedes wirklichen Kulturmenschen« ist, das zu schildern, »was sich niemals ereignet hat«. Schreibt Oscar Wilde. Und genau das mache ich. Jetzt. In diesem Augenblick. An diesem Tisch, in diesem (abgesehen von einem apathischen, ins Leere starrenden Kellner) ausgestorbenen Café imaginiere, erfinde ich einen Menschen. Ich verfasse seine Biografie, eine Biografie, die fiktiv ist, einer erdichteten, unterstellten Welt abgerungen: meinem verbohrt, idiotischen Kopf. Und trotzdem existiert diese Welt. Es gibt diesen Menschen aus Bleistift, Papier und Hirnwindung. Er ist genauso wirklich wie ich. Einfach, weil er möglich ist. Und diese Möglichkeit, diese in geschriebene Wörter gefasste Möglichkeit, ist vielleicht eine Gegenwelt. Ein Ausweg. Eine Überlebensstrategie. Ein Refugium, zusammengesetzt aus Bleistift, Anspitzer und einem nicht besonders dicken DIN-A5-Auftragsbuch. Oder (nicht unwahrscheinlich) ein Ausdruck meiner Feigheit. Keine Ahnung. Mir bleibt nicht viel Zeit.*

1.

Der Name des Menschen ist Jan. Justus. Oder Robert. Roberts Haar ist mittelblond, zur Seite gekämmt, es wirkt fettig, tatsächlich aber ist es mit Pomade behandelt. Seine schwarze Kleidung ist verwaschen (Oberhemd) bzw. abgenutzt (Karottenhose und Bolerojacke). Die Bekanntgabe seines Alters von 27 Jahren löst allgemein Überraschung aus; der kleine, feingliedrige Körper lässt ihn jung erscheinen, schwach, bedürftig, an depressiven Tagen rührend: Frauen wollen dieses zerbrechliche Wesen an sich reißen und beschützen.

Ein Kind, denkt nicht nur die (seit mittlerweile dreieinhalb Jahren geschiedene) Reisekauffrau hinter ihrem Verkaufstisch, sie ist gerührt, obwohl sie eigentlich Kinder nicht mag, und je länger sie Robert durch die Pan-Am-Dekoration ihres Schau Fensters betrachtet, desto abstoßender wirken seine fahrgen,

nervösen Bewegungen, sein verkniffener Mund, die Augenränder, seine bleiche (Gesichts-)Haut auf sie. Das ist nicht das Kind, das sie mit ihrem Ex gehabt hätte, die offensichtliche Vorliebe für schwarz, das insgesamt zur Vernachlässigung tendierende Erscheinungsbild, fahriges Bewegungen, ängstlicher Blick (schon wieder starrt er nach oben), all das lässt auf eine tiefsitzende Störung schließen, was das für eine ist, will die Reisekauffrau nicht wissen; ein verrückter (Ex-)Mann in ihrem Leben reicht: Gefahr erkannt, Gefahr gebannt, ohne sie, nie wieder. Trotzdem ist sie (mit ziemlicher Sicherheit) enttäuscht, als Robert weitergeht: Seine Stimme hat sie sich sanft vorgestellt. Leise, ein gehauchtes, bis in den letzten Winkel ihrer Filiale durchdringendes Versprechen, Erlösung von der Monotonie des Nachrichtensprechers im Radio und dem gleich folgenden, hysterisch anmoderierten Hitsong von Chartspitzenreitern wie Hubert Kah, Juliane Werding, Samantha Fox (»Touch me«) oder UB40.

### *Erlösung.*

Warum ihr dieses spezifische Wort in den Kopf kommt, will der Reisekauffrau nicht in den Kopf, ihr ist schleierhaft, warum der junge Mann – während des Gehens – immer wieder nach oben starrt, Zusammenstöße mit Passanten sind vorhersehbar bzw. unvermeidlich, scheinen ihn aber nicht zu irritieren; zumindest zeigt er keine erkennbaren Reaktionen auf verärgerte bzw. kopfschüttelnde Frauen hinter Kinderwägen. Ein Mann auf gelbblauen Discorollern schafft es gerade noch, ihm auszuweichen, ruft ihm mehrfach Arschloch hinterher. Arschloch: Die kinderlose Reisekauffrau kann das Wort von den Lippen des Mannes ablesen, von seinen dünnen, spröden Lippen, eindeutig: Arschloch. Aber statt Contra zu geben, entgegen der vernachlässigt aussehende, ängstliche junge Mann (viel zu spät), dass er vielmals um Verzeihung bitte. Ich bitte Sie sehr, mir zu verzeihen. Eine aus der Zeit gefallene, viel zu

höfliche Redewendung, für die Reisekauffrau ist das überraschend, aber es besteht kein Zweifel, dass sie auch diesen Satz korrekt abgelesen hat.

*Weiter.*

Robert geht weiter, den Blick immer wieder nach oben gerichtet, es sieht auf bedenkliche Weise nach Regen aus, da haben die von der Wettervorhersage direkt mal recht gehabt, denkt er. Ein banaler Gedanke, ein sinnloser Satz, aber zu mehr ist sein Kopf in diesem Augenblick nicht in der Lage, sein Gehirn vibriert, er überlegt, er weiß nicht, warum jemand wie er kein Recht auf Glück, Leichtigkeit und vor allem Liebe bzw. eine erfüllte Liebesbeziehung hat. Er weiß nicht, ob seine Vorstellung davon, was es bedeutet, am Leben zu sein, falsch ist.

Obwohl er kein konkretes Ziel vor Augen hat, registriert Robert dankbar die mechanische, unermüdliche Tätigkeit seiner (in spitzen schwarzen Lackschuhen befindlichen) Füße. Links. Rechts. Links. Hier vor dieser städtebaulichen Katastrophe, mit ihrer das ästhetische Empfinden beleidigenden Fassade unter diesem gleichgültigen Himmel, bleibe ich auf keinen Fall stehen, beschließt er, weitergehen, das ist die unfreiwillige Devise, einfach weitergehen, obwohl die Welt unübersichtlich ist und alles schwerfällt. Weitergehen: Zu seiner eigenen Überraschung hat Robert es geschafft, die Goltzstraße hinter sich zu lassen und die Grunewaldstraße in Richtung Akazienstraße zu überqueren. In seinem Rücken die Apostel-Paulus-Kirche. Berlin-Schöneberg.

Mai 1986.

Heute.

*Weiter.*

Robert. Direkt vor einem Café. Leere Bistrotische auf dem Bürgersteig, kein Wunder, die Menschen retten sich vor dem drohenden und sich mit blauschwarzen dicken Wolken unmissverständlich ankündigendem Regen in geschützte Innen-

räume und starren nach draußen, dorthin, wo nasse andere sich den Tod holen.

Robert. Noch immer vor dem Café. Die (infolge eines Windstoßes) kurzzeitig aufgewehte Eingangstür entlässt die aufgrund einer stark vibrierenden Lautsprechermembran entstellte Stimme von Jimmy Somerville («... are, you are, you are, you are, oh boy, you are my ...») in Richtung der Straße, rau und brüchig, als gehöre sie einem Bau- oder Bergarbeiter, der sich über ein ihm – gegen seinen Willen – zugewiesenes, gleichgeschlechtliches Begehren empört.

Das Café scheint ausgestorben zu sein, erst bei genauerem Hinsehen registriert Robert eine an einem der hinteren Tische des Gastraumes – ein wenig versteckt – sitzende junge Frau: seiner Schätzung nach Anfang bis Mitte Zwanzig, herausgewachsenes, teilweise auf die Schulter fallendes, staubblondes Haar, hängende, nach vorne gezogene Schultern, das blasse, kantige Gesicht ist über die Tischplatte gebeugt, sie schreibt. Schreibt mit einem Bleistift in etwas, das von Weitem wie ein Heft aussieht. Jetzt – in diesem Augenblick – hebt sie den Kopf. Robert glaubt, Entschlossenheit in ihrem Blick erkennen zu können. Oder das Wissen um die Vergeblichkeit ihres (wie auch immer gearteten) Vorhabens, er ist sich nicht sicher, die dicken Gläser ihrer entstellenden Metallgestellbrille verkleinern die Augen der jungen Frau zu denen von Reptilien. Ich, denkt Robert, aber der geplante Satz in seinem Kopf ist schon jetzt erstickt. Die junge Frau, die – überlegt Robert – vielleicht Maria, Katharina oder Karla heißt, wehrt sich. Sie ist in Verteidigungsbereitschaft, nur worauf bezogen, wogegen? Robert kann es nicht sagen, noch hat er kein Gespür für die Unbekannte, aber er ist sich sicher – hundertprozentig sicher –, dass Maria, Katharina, Karla (oder auch Marianne) unter der Vorstellung leidet, nicht zu genügen. Robert spürt so etwas wie Unzugehörigkeit, eine Verlorenheit, ein massives Misstrauen gegen jeden, für

den Maria, Katharina, Karla oder Marianne leichte Beute verkörpert, in sich gefangen, in ihrem etwas zu großen schwarzen Herrenjackett mit enormen Schulterpolstern dasitzend und atmend. Außer ihren Haaren und der entstellenden Metallgestellbrille ist das einzig nicht Schwarze an ihr eine Plastiktüte von Karstadt, die sie unter ihrem Stuhl bzw. zwischen ihren Beinen abgestellt hat.

*Themenwechsel.*

*Weiter.*

Robert fasst die Klinke der Eingangstür, er will hinein, nicht das drohende Unwetter treibt ihn, es ist der (ihm selbst unverständliche) Wunsch, an der Seite dieser jungen Frau zu sein. Wobei es hierbei weder um ihn noch um sie geht. Es geht um Beistand. Um Gegenwart – hier, in diesem menschenleeren Café, es geht um etwas, das ich als Liebe auf den ersten Blick bezeichnen würde, wenn ich es nicht besser wüsste.

*Weiter.*

Robert öffnet die Eingangstür und tritt ein, ebenso zielstrebig wie zögerlich geht er auf die junge Frau zu, der er die Namen Maria, Katharina, Karla oder Marianne zuordnet, und die tatsächlich Veronika heißt.

*Aber das weiß – bis jetzt – nur ich.*